Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 3 (1990)

Heft: 3

Rubrik: Ereignisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EREIGNISSE

Freundliche Riesen und Zwerge

Ein «gentle giant», so sein Schöpfer Jonathan Borofsky, hämmert seit einigen Monaten vor der neuen Generaldirektion des Schweizerischen Bankvereins in Basel. Der Standort ist kein Zufall: Gleich nebenan wird nächstens Mario Botta durch einen Neubau die Schweizerische Bankgesellschaft in den Adelsstand erheben.

Solcher Stellungskrieg zwingt zu kulturellem Powerplay. Mit der vierzehn Meter hohen Stahlskulptur sollten denn auch nicht nur Kader und Belegschaft, sondern – zwangsläufig und ungefragt – auch die Öffentlichkeit beschenkt werden. Nun sind Gesten dieser Preis- und Gewichtsklasse normalerweise irreversibel und rechnen mit warmem Applaus sowohl der Medien als auch der Kunstwelt. Um so aufmerksamer wären sie auf ihren wirklichen Gehalt zu prüfen, damit wir wenigstens wissen, warum wir mit welcher Last leben müssen.

Freundlicher Zwerg: «Hammering Man», Shopville, Zürich

Zur Übergaberede war Jean-Christophe Ammann geladen, der den Amerikaner Borofsky bereits 1981 in der Basler Kunsthalle vorgestellt hatte. «Ruhig und gleichmässig» bewege der «Hammering Man» seinen Arm mit dem Hammer, gleichsam «im Rhythmus des Atmens, jeglicher Hektik entgegengesetzt». Damit wirke das Kunstwerk beruhigend auf den Aeschenplatz – «eine der meistbefahrenen Kreuzungen der Stadt Basel». Zudem eigne ihm Gleichnischarakter: Im Machtzentrum einer mit neuesten Technologien weltweit operierenden Grossbank erzähle der «Hammering Man» davon, dass sich der Mensch des Informationszeitalters verstärkt der Konfrontation mit sich selbst, seinem Dasein und seiner körpereigenen Zeit zu stellen habe.

Vollends im Zeichen eines positivistischen New Age dann die Erklärungen Borofskys: Der «Hammering Man» sei das Symbol des Arbeiters, der in uns allen stekke. «Ist dieser Arbeiter zufrieden oder unzufrieden mit seiner Arbeit? Sind Sie glücklich mit Ihrer Arbeit? Ihre persönliche Haltung wird dazu beitragen, den tieferen Sinn dieses Symbols verständlich zu machen. Im Zusammenhang mit seinem Umfeld oder seinem Standort kann der ‹Hammering Man› ein Minenarbeiter in Südafrika oder auch ein Werftarbeiter in Danzig sein, wobei jeder um seine persönliche Freiheit kämpft. Aber hier in Basel soll dieser Riese ein Symbol für uns alle sein, die wir gemeinsam dafür arbeiten, um unseren Planeten in eine sichere und lebenswerte Umwelt zu verwandeln.»

FOTOS: OLIVIA HEUSSER

Freundlicher Riese: «Hammering Man», Schweizerischer Bankverein, Basel

Also arbeiten wir weiter, blauäugig erleuchtet, gemeinsam und unverdrossen. Zwar liest «Der Monat», die hauseigene Zeitschrift zu «Wirtschaft und Finanz», den Hammermann auf dem Titelbild weit prosaischer als «Sinnbild der Emsigkeit unserer Konjunktur». Das braucht indessen weiter nicht zu stören. Die Wechselbalgerei hat System. Selbst wer die Figur als zynisches Zitat jener archaisch-konkreten Arbeit interpretiert, die im Bankgebäude allenfalls noch Putzfrauen und Abwart leisten, liegt richtig. Alles bleibt offen. Denn diese Kunst und ihre offizielle Deutung unterlaufen buchstäblich jede Kritik: ebenso märchenhaft wie banal, übermenschlich, aber bieder; hand- und standfeste Hommage an die Infantilisierung unserer Medienkultur.

Kein Zweifel: «Für die Kleinen ist er der Grösste.» So wandte sich der Bankverein kürzlich an seine Kunden von übermorgen und machte den Kindern das Kunstpelztier «Topsy, den neuen Freund vom Bankverein», kuschelgerecht. Die Kunstexperten, Verwaltungsräte und Werbestrategen des Unternehmens haben sich an die Identitätsvorgabe gehalten. Ihr «Hammering Man», in aktualisierter Version eines altbewährten Motivs beim renommierten Künstler eingekauft, präsentiert sich gewissermassen als Topsy für Erwachsene.

Kunstverständnis ist, darauf besteht unter anderem die laufende Debatte über das Kultursponsoring der Wirtschaft, immer auch Selbstverständnis. Und: Wer gibt, will gesehen werden. Darum soll das Werk die Spenderin spiegeln und, wenn immer möglich, auch loben. Warum tut es das erste, aber schafft das zweite nicht? Weil seine zur Hohlheit überreizte Bedeutungsvielfalt nurmehr Profillosigkeit ausweist. Der Bankverein verkauft mit dem «Hammering Man» blosse Sentimentalität als Option auf die Zukunft und den fatalen Wunsch, es allen recht zu machen, als Haltung.

Beides wäre einfacher zu haben gewesen: mit kleinerem Aufwand, geringeren Kosten und ohne den Zwang zur ästhetischen Überhöhung. In einem Schaufenster des Zürcher Shopville hämmert – laut- und endlos auch er – ein Hämmerer im Kleinmassstab. Hier kommen Absicht und Wirkung zu bescheidenerer und damit besserer Wirkung. In einer Realität, in der fast alle Schuhmacher Mister Minit heissen, wird zwinkernder Etikettenschwindel betrieben. Zur Unterhaltung für gross und klein und ohne tieferen Sinn als den der fingierten Erinnerung an das, was niemals war. Der nurmehr einzige Ort für solche Märchen ist im kruden Gefüge des Alltags. Kunstriesen haben darin nichts verloren. Es sei denn, es wäre eine gütige Fee zur Hand, sie ein für allemal klein oder gar unsichtbar zu machen.

MARTIN HELLER

Ausbildungsreform am Technikum Winterthur:

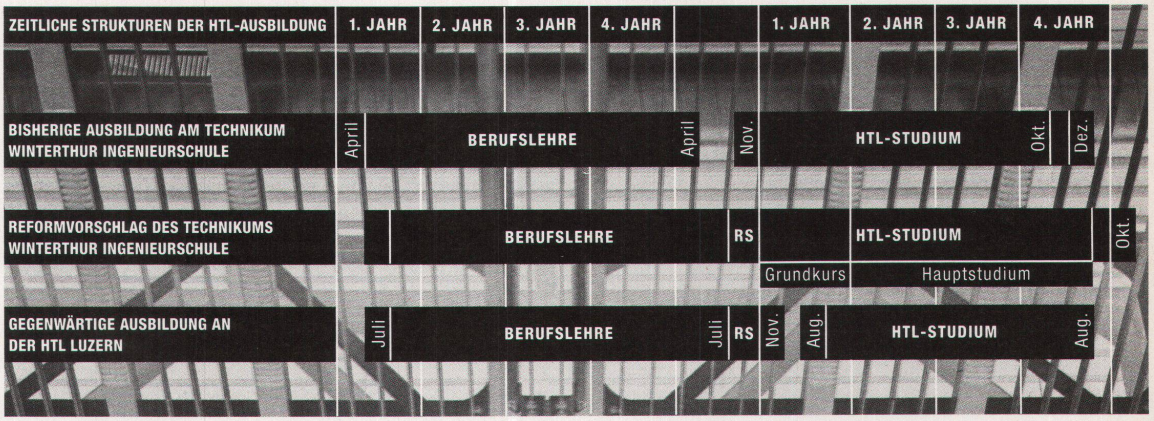
Studienberater statt Stoffvermittler

Nicht einfach verlängern

Wie die Reform inhaltlich im Detail aussehen wird, steht noch nicht fest. Das Modell, wie es vom Zürcher Regierungsrat beschlossen worden ist und vom Kantonsparlament noch beraten werden muss, sieht nicht einfach die Verlängerung der Studienzeit um ein Jahr vor: Die vier Jahre sollen in einen Grundkurs am Anfang und drei Jahre Spezialausbildung aufgeteilt werden, an die dann noch zwei Monate für die Diplomarbeit angehängt werden. Die vom Biga vorgeschriebenen 4200 Lektionen werden wie bisher erreicht. Der Grundkurs hat die Aufgabe, die sehr unterschiedlichen Voraussetzungen der Absolventen einigermassen auf einen Nenner zu bringen: «Erst wenn die Studenten die gleiche Sprache sprechen, können sie auch gemeinsam hinter die Probleme gehen», sagt Peter Leemann.

Eine Alternative zum Winterthurer Modell ist die Verlängerung der Studienzeit um ein Vertiefungs- oder Differenzierungsjahr, wie sie in Muttenz diskutiert wird. Eine andere Variante ist die bereits bestehende Kombination von Grundausbildung und Nachdiplomstudium.

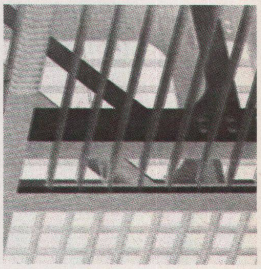
Im Kanton Bern, der vier Ingenieurschulen führt, steht eine Verlängerung dagegen nicht zur Diskussion. Da die Lektionenzahl nicht erhöht wird, hat man auch keine Angst, der Kanton Zürich könnte eine Entwicklung auslösen, bei der die andern Kantone dann nachziehen müssten. Ähnlich die Situation im Kanton St. Gallen: Bei der HTL Rapperswil, an der auch Zürich beteiligt ist, stehe man einer Verlängerung negativ gegenüber. In Buchs diskutiert man dagegen über einen (kurzen) Vorkurs und – wie in Winterthur – die Verlegung der Diplomarbeit auf die Zeit nach den Prüfungen. Um mehr als drei bis höchstens fünf Monate werde die Studienzeit aber nicht verlängert. PS



Am Technikum Winterthur soll die Studienzeit von drei auf vier Jahre verlängert werden. Die Gesamtstundenzahl bleibt jedoch unverändert. «Nicht mehr Stoff, sondern besserer Unterricht»: So charakterisieren die Architekturdozenten Peter Leemann und Werner Dubach im Gespräch mit «HP»-Redaktor Peter Stöckling die Winterthurer Reform.

«Für uns gibt es gar keine Alternative zum anwendungsorientierten Unterricht», betonen Leemann und Dubach. Denn die Architekturstudenten am «Technikum Winterthur Ingenieurschule» (TWI), wie es offiziell heisst, haben zu 80 Prozent eine abgeschlossene Hochbauzeichnerlehre, etwa die Hälfte zudem anschliessende Berufspraxis. Und die meisten kehren nach dem Studium zwar nicht unbedingt an die gleiche Stelle, aber an die gleiche Arbeit in einem Architekturbüro zurück. Sie beginnen also nicht wie an einer Hochschule ein Studium auf einem neuen Gebiet, sondern wollen sich in ihrem Beruf besser qualifizieren. Trotz gleicher beruflicher Herkunft kommen die Leute mit sehr unterschiedlichen Auffassungen: Jede Lehre prägt verschieden, setzt andere Akzente und Meinungen. «Wir wollen unsere Studenten nicht sozusagen ‹auf Null bringen› und dann neu anfangen, sondern auf der Lehre aufbauen und sie befähigen, ihre Erfahrungen selber zu bewerten.» Mit dem herkömmlichen Frontalunterricht ist das aber kaum möglich, betonen meine Gesprächspartner. Anderseits bleibt bei 36 bis 38 Stunden pro Woche angesichts der Stoffmenge, die vermittelt werden muss, nicht viel anderes übrig. «Wenn wir diesen Stoff nun auf ein Jahr mehr verteilen, können wir von den Studenten auch eher verlangen, dass sie in der zusätzlichen Zeit Probleme bearbeiten. Wenn einer bei der heutigen Stundenbelastung einen Literaturhinweis des Lehrers nicht aufnimmt, können wir ihn dafür kaum mit gutem Gewissen rüffeln. Das wird sich ändern. Je 50 Prozent Stoffvermittlung und 50 Prozent selbständiges Arbeiten: So sieht das Modell aus, das uns vorschwebt.»

«Der Lehrer soll vom Stoffvermittler zum Studienleiter werden», schreibt TWI-Direktor Bruno Widmer zur Reform, die selbstverständlich für alle Abteilungen – neben Architektur sind das Maschinenbau, Chemie, Elektrotechnik und Bauingenieurwesen – gilt. Bei den TWI-Architekturstudenten ist das bereits teilweise verwirklicht, denn im zentralen Fach «Entwurf und Konstruktion» hat jede Klasse zwei Lehrer – eine Einrichtung, die aus der Zeit der übergrossen Klassen stammt und die sich heute sehr positiv auswirkt: «Wir machen immer zu zweit gemeinsam das Programm für ein Semester. So erleben die Studenten auch, dass es zu einem Problem auch zwei Meinungen gibt.» Und Probleme unter den Dozenten? «Gibt es praktisch keine», reagieren Werner Dubach und Peter Leemann übereinstimmend: «Im Gegenteil, wir versuchen sogar, bei unseren Semesterthemen die Fächeraufteilung noch mehr zu überwinden.» Bei diesem System kann ein Lehrstuhl allerdings kein kleines Königreich sein, im Gegenteil: Teamfähigkeit wird nicht nur von den Studenten verlangt, sondern ist bei den Lehrern ebenso gefordert. Die Diskussion über die Reform wird denn auch am Mittagstisch kollegial und engagiert weitergeführt, und dabei geht es nicht nur um Winterthur: «Die Architekturschulen müssen konkrete Vorschläge machen, damit sich die Ausbildung insgesamt kontinuierlich entwickelt und damit die Weiterbildung tatsächlich die Aufgaben erfüllt, mit denen sich die Erstausbildung nicht beschäftigen kann.» Dieses Zitat aus einem Artikel von Claude Schnaidt über Hannes Meyer ist im Lehrerzimmer aufgehängt. Die Verknüpfung mit der Praxis taucht im Gespräch mit Leemann und Dubach immer wieder auf. Praktiker sollen auch die Dozenten sein, nicht nur Lehrer. So lernen die Studenten nicht nur, sich selber einzuschätzen, sondern sie können die Arbeit ihrer Lehrer beurteilen. «Entwurf und Konstruktion müssen gleichwertig sein. Wir wollen keine einseitigen Entwurfskünstler ausbilden, aber auch nicht mehr die früheren Hochbautechniker. Macher ja, aber denkende Macher. Oder bescheidener: Wenn einer nach der TWI weiss, was er will, und seine Neigungen kennt, ist schon viel erreicht.» ■



Bernhard Hoeslis Vermächtnis

Fünf Jahre mussten wir warten, doch es lohnte sich. Jetzt ist es da: Bernhard Hoeslis Vermächtnis. Zwischen zwei Buchdeckel ist ein Steinbruch gepresst. Seine Schichten heissen: Grundkurs, dialogische Stadt und Architekt. Einer der die ETH prägenden Lehrer der letzten Jahre wird wieder gegenwärtig.

Sein Losungswort war «why not?». Bernhard Hoesli, von 1960 bis zu seinem vorzeitigen Tod im September 1984 Professor an der ETH in Zürich, hat Hunderte von Architekturstudenten geprägt. Der Mann mit den ausgesuchten Krawatten, den stinkenden Stumpen und den überraschenden Fragen hat die Moderne für die ETH wieder erfunden. Seine Vorlesungen waren berühmt, denn sie waren Exkursionen, Fahrten voller Überraschungen und weiten Aussichten, aber auch voller Gratwanderungen und Spitzkehren. Er war dogmenfeindlich und unerbittlich, begabt mit einem unbestechlichen Blick, der die Dinge in Bewegung brachte. Das vermeintlich Feste verwandelte sich in Schritte, die Wahrnehmung schlug um in Diskussion. Niemand ist im Alleinbesitz der Wahrheit, was Hoesli auch auf sich selbst anwandte. Das heisst, er war unstetig und widersprüchlich, unruhig und unbequem. Er hat die Moderne lehrbar gemacht.

Grundkurs

Vor ihm galt an der Architekturabteilung der sozialdarwinistische Ansatz: Entweder man hat's, oder halt nicht. Das Zeug zum Architekten nämlich. Architektur war Begabung und kein Schulfach.

Für Hoesli war Architektur weniger eine Frage der Begabung als der Methode. Es gibt Gesetze; wer sie kennt, der kann sie auch vermitteln. In seinem Grundkurs lehrte er die Studenten das architektonische Handwerk. In präzisem schrittweisem Vorgehen. Entwurf, nicht Wurf. «Ich nahm an, dass das WAS und WARUM der Architektur als selbstverständlich vorausgesetzt werden konnte und dass es in meinem Unterricht darauf ankam, zu lehren, WIE man entwerfen kann.»

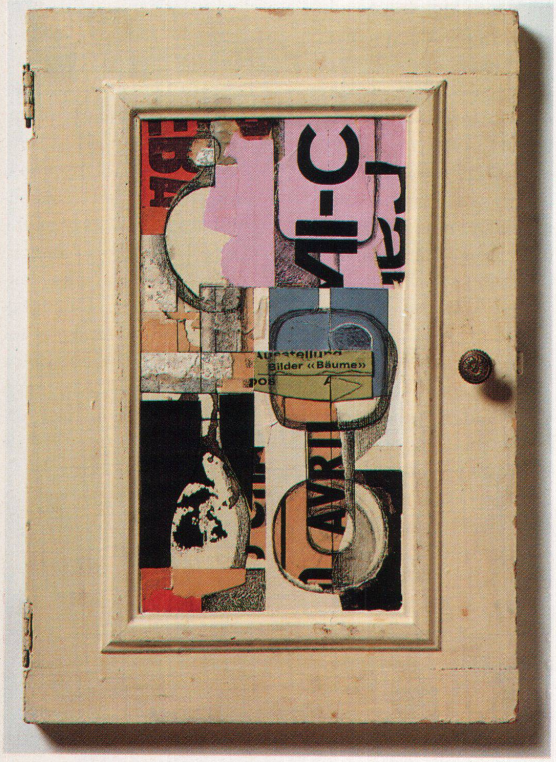
Doch das Warum sollte ihn einholen. Hoesli war Abteilungsvorstand während der 68er Zeit – und ein davon Geschädigter. Die Gewissheiten schmolzen dahin, Architektur musste sich wieder rechtfertigen. Aus dem von den Studenten verehrten Oppositionsprofessor war der Vertreter des Establishments geworden.

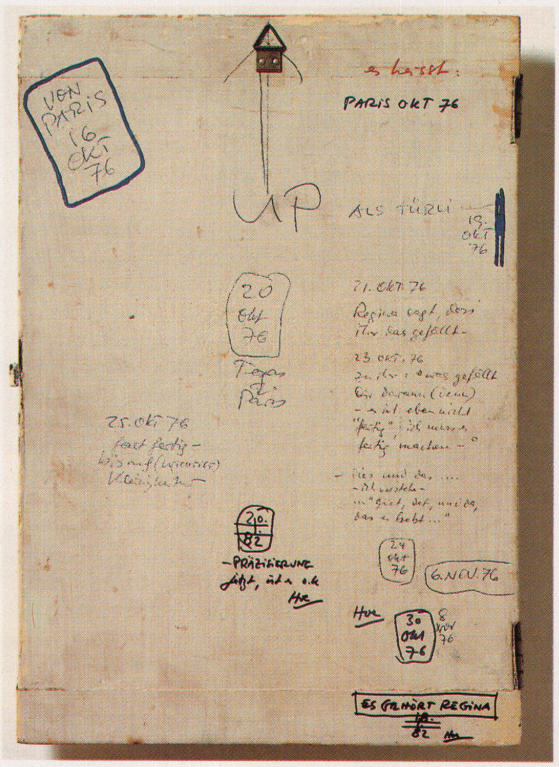
Er löste sich vom Vorkurs und wechselte als Entwurfsprofessor in die oberen Semester. Die «Überwindung der Objektfixierung» war nun sein Thema. Auf eine architektonische Frage antwortete er nicht mehr mit einem einzelnen Objekt, einem Gebäude, sondern mit einer räumlichen Struktur. Ein Beispiel: Wettingen. Aus der Ansammlung von Einzelbaukörpern der Agglomeration soll durch intelligentes Auffüllen der Abstandsleere eine Stadt werden. Die dialogische Stadt, ein Gefüge von einander beeinflussenden Elementen, und nicht das beziehungslose Nebeneinandersetzen von Baukörpern war sein Ziel.

Hoesli war in erster Linie Lehrer. Gebaut hat er wenig. Sein bekanntestes Werk ist die Druckerei Zollikofer in St. Gallen (1960–1968), die er, wie die meisten seiner Bauten, mit seinem Büropartner Werner Aebli verwirklichte. Sein Berufsbild ist von Nüchternheit geprägt. Das Büro ist ihm Werkstatt und Laboratorium: Ob Lehrer oder Architekt, im Grunde war Hoesli Moralist, was ja für ihn zu beiden Berufen Voraussetzung war.

Der Steinbruch

Jürg Jansen, Hansueli Jörg, Luca Maraini und Hanspeter Stöckli, alles langjährige Assistenten Hoeslis und seine Nachlassverwalter in ETH-Dingen, haben auf dornenvollem Weg aus dem Hoesli-Material ein Buch gemacht. Es ist dies der vierte und letzte Band der Reihe «Entwurfsunterricht an der ETH» – und davon sicher der wichtigste. Ob alle vier wirklich nötig waren, erlaube ich mir zu bezweifeln. Doch Buch ist nur die Gattungsbezeichnung, hier handelt es sich um einen Steinbruch. 263 Seiten im mühsamen A3-Format, das aufzunehmen Arbeitstisch und Büchergestell sich weigern, sind bis zum Überlaufen vollgestopft. Die Autoren scheinen sich gesagt zu haben: Es wird nur ein Hoesli-Buch geben, also muss es ALLES enthalten. Wir mühen uns mit einem Konzentrat. Wer es geniessen will, der muss kräftig Wasser dazugiessen, um das Eingedickte erträglich zu machen. Lobenswert ist die konsequente Zweisprachig-





FOTOS: gta

Collage, ein wichtiger Begriff in Berhard Hoeslis Denkwelt. Zufälliges ist sinnvoll zueinander gefügt. Der dialogischen Kunst entspricht die dialogische Stadt. Collage (Vorder- und Rückseite)

keit (Englisch/Deutsch), die das Buch internationalisiert.

Trotzdem: ein Steinbruch, der ein Durchforschen lohnt. Jeder bricht sich aus der Fülle, was ihm dient. Doch was wird von Hoesli bleiben? Der Grundkurs ist Erinnerung derer, die ihn mitgemacht haben. Andere werden andere Grundkurse erfinden, und diese werden wie der Hoeslis vor allem von der Persönlichkeit des Lehrers geprägt sein. Hoesli als übertragbare Methode, daran glaube ich nicht.

Was aber bleiben wird und unbedingt der Fortsetzung bedarf, sind seine Arbeiten zur dialogischen Stadt. Die Agglomeration Schweiz hat ihren Umbau immer noch vor sich. Hoesli hat seine Lehrerlaufbahn in Austin, Texas, begonnen. Dort begegnete er dem Maler Robert Slutzky und dem Architekturhistoriker Colin Rowe. Ihren gemeinsamen Aufsatz «Transparency» hat Hoesli übersetzt und 1968 in der Reihe «gta» veröffentlicht.

Nun liegt die dritte Auflage des schmalen Bändchens vor. Sie ist aufgrund der Notizen Hoeslis überarbeitet und durch einen Anhang, «Transparente Formgebung als Mittel des Entwurfs», erweitert worden. Dem Thema dialogische Stadt wurde hier eine wichtige Ergänzung angefügt. LR

«Architektur lehren/Teaching architecture», Bernhard Hoesli an der Architekturabteilung der ETH Zürich, von Jürg Jansen, Hansueli Jörg, Luca Maraini und Hanspeter Stöckli, ETH Zürich, Institut gta, Zürich 1989, 88 Franken.

«Transparenz», von Colin Rowe und Robert Slutzky, Kommentar und Addendum von Bernhard Hoesli, 3., überarbeitete Auflage, Birkhäuser, Basel 1989, 28 Franken.

Telematik-City

Welche Auswirkungen wird die Telematik (Zusammenwirken von Informatik und Telekommunikation) auf unsere Städte haben? Welche Rolle spielen dabei die Medien? Solchen Fragen will eine Tagung im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon nachgehen. Das Ziel der Veranstaltung ist es, die Veränderungen, die durch die Telematik verursacht werden, zu verstehen und ihre Auswirkung auf die schweizerischen Städte zu begreifen.

Was ist zu tun in den Bereichen der Infrastrukturpolitik, der Raumplanung und der Bürgerinformation, was soll in Sachen Kultur- und Medienpolitik, was im Städtebau unternommen werden? Die Tagung ist ein Versuch, Planer und Medienleute an denselben Tisch zu setzen. (Datum: 5./6. April 1990; Auskunft: GDI, 01/724 61 11) LR

Designkonferenz in Wien

Wien will eine wichtige Rolle als Hauptstadt von Mitteleuropa spielen. Konferenzen, Symposien, Ausstellungen gibt's für diese kulturelle Neuformierung eine um die andere. Auch Design soll nicht fehlen. Das österreichische Institut für Formgebung organisiert vom 11. bis 13. Oktober eine «mitteleuropäische Designkonferenz». Neben den Designmächten BRD und Italien treten die Zwerge auf: Als rares, erfolgreiches Beispiel des neueren Industriedesigns der Schweiz wird von der Swatch, Hans Zaugg und dem Kanton Solothurn die Rede sein. Auch Liechtenstein will auftreten und selbstverständlich Österreich selber. Gespannt aber warten alle in erster Linie auf die Verwandten aus Polen, Ungarn, Jugoslawien, der Tschechoslowakei und der DDR.

Information bei: Brigitte Simma, Österreichisches Institut für Formgebung, Salesianergasse 1, A-1030 Wien, Telefon 0043/ 222 711 68 351

FINGERZEIG

Kommt Baukunst aus Wettbewerben?

Architektur, die den Namen verdient, hiess früher Baukunst. Für den Auftraggeber war der Bau Ausweis von politischer Macht, Bildung, Verantwortung, und das Volk hatte ihn zu bejubeln. Heute wird Architektur wie jede Kunstform von vielen diskutiert und von wenigen verstanden. Vorerst bleibe das Kunstwerk Vorbild für die Macher, später erst werde es Allgemeingut, sagt man – im Idealfall.

Wenn dem so ist, wenn Qualität, wenn Avantgarde (falls es eine solche noch gibt) erst nach Jahren stetiger Auseinandersetzung akzeptiert und zur «Garde» wird, dann wäre eine Wettbewerbsjurierung die Versuchssituation, ein Laboratorium für Architektur sozusagen. Und, in der Tat, oft mangelt es an den Jurytagen nicht an Auseinandersetzungen zwischen Laien- und Fachrichtern, zwischen Politikern und Benutzern. Davon erfährt die Öffentlichkeit nichts; im Wettbewerbswesen herrscht Schweigegebot (und Geflüster hinter vorgehaltener Hand unter Fachleuten).

Manchmal ist der Ärger programmiert: Es blieben in der Ausschreibung Fragen offen (politische Abklärungen, Standortfragen, Finanzierungsprobleme), die durch Architektur nicht zu beantworten sind.

Meist aber steckt der Teufel in der Zusammensetzung der Jury: Die Wahl der Juroren spiegelt die Absicht des Auslobers (er will es allen recht machen), sie spiegelt auch das politische Spannungsfeld rund um die Aufgabe. Die Jurytage nehmen die Diskussionen voraus, die dem einstimmig bekräftigten Urteil in der Öffentlichkeit folgen. Konnten sich die aus dem Ausland oder von den Hochschulen beigezogenen Architekturkoryphäen durchsetzen (was heisst, sich mit den Lokalmatadoren unter den Architekten auf ein Projekt einigen), wird der Wettbewerb in den Fachzeitschriften gefeiert. Sind sie dann abgereist, haften die Laienpreisrichter solidarisch. Die Hinterbliebenen müssen ein Projekt und später ein Bauwerk vertreten, das ihnen nicht gefällt, weil sie die Sprache der Architektur nicht verstehen.

Hat der Wettbewerb jedoch den Blick der Fachjuroren für den Ort und jenen der Laienrichter für die Qualität der Architektur geschärft, haben beide Mut und Widerstand gegen voreilige Versöhnungen und Kompromisse aufgebracht, kann aus dem ausgewählten, besten Projekt vielleicht wieder Baukunst werden. Für die Chance, dass am Ende doch ein Denkmal entsteht, ein Bau, an dem sich die Architekten in Zukunft zu messen und die Anwohner zu reiben haben, für diesen seltenen Fall, und eigentlich nur dafür, lohnt sich ein Wettbewerb. SIBYLLE HEUSSER-KELLER

SIBYLLE HEUSSER-KELLER, dipl. Arch. ETH, führt ein Architekturbüro in Zürich. Sie leitet zudem das Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz (ISOS).